

HANS-PETER VERTACNIK

ÖXIT

Kriminalroman

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: mauritius images/Kitiwat wannasuk/Alamy
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Lothar Strüh
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2019
ISBN 978-3-7408-0687-3
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Kossack GbR, Hamburg.

Für Laura, Sigrid, Siegfried, Johann und Johanna

*Niemand ist uns
ein näherer Freund,
als wir uns
selber sind.*

Dante Alighieri,
»Il Convivio – Das Gastmahl«

Prolog

*Lasset, die ihr hier eintretet,
alle Hoffnung fahren.*

Dante Alighieri,
»Divina Commedia – Göttliche Komödie«
(Inschrift auf dem Tor der Hölle)

Freitag, 14. Juli. Das hieß Schwüle ohne Ende. Eine unbarmherzige Sonne buk Wien zu einer dreckig trockenen Masse, durchzogen von Straßen, deren Asphalt glänzte wie gestockte Tinte und Hitzeblasen warf. Die Gräser in den Parks dorrtten müde dahin, ausgebleicht wie gelber Sand, und erholten sich selbst nachts nicht. Kein Tautropfen benetzte die Blätter. Kein bisschen Wind sorgte für Kühle. Die Stadt glühte wie ein Ofen mit zu hoher Strahlungswärme, und die Reizbarkeit der Leute stieg. Jede Wetterprognose eine gefährliche Drohung. Null Änderung in Sicht.

Als die attraktive Blondine Ende zwanzig kurz nach zweiundzwanzig Uhr die Treppe hinaufstieg, war ihr die schwüle Nacht einerlei. Nach stundenlangem Recherchieren litt sie an Kopfschmerzen, Schwindel und Übelkeit. Ein Andenken an ihre Grippeerkrankung, deren Nachwirkungen sie immer noch spürte.

Mit Schweiß auf der Stirn stand sie also im dritten Stockwerk. Vor ihrer Wohnungstür aus massivem Holz, das aussah, als könne es einem Bombenangriff standhalten. Das war auch erforderlich, denn sie war eine ehrgeizige Journalistin, die berufsbedingt immer wieder einmal jemandem auf die Füße trat, und lebte allein. Ein Umstand, der ihr heute mehr Sorgen bereitete als sonst.

Müde entriegelte sie die beiden Schlösser, die ihr Heim vor der Außenwelt schützten. Mit geneigtem Kopf und andächtigen Blick, als öffne sie einen Tresor. Eine lächerlich umständliche Prozedur.

Als sie ihr Apartment betrat, raste ihr Puls wie nach einem Hundertmeterlauf. Wie heiß es hier war. Da bekam man ja Atemnot. Platt wie eine Flunder eilte sie ins Schlafzimmer und

warf ihr Notebook auf das breite Doppelbett mit der lachsrosa Bettwäsche. Dann streifte sie ihre Kleidung ab, tappte erschöpft ins Badezimmer und ließ Wasser in die Wanne ein.

2

Lous Handy klingelte. Verdrossen lief die langbeinige Schöne retour und durchsuchte das Kleiderknäuel, das achtlos am Boden lag. Wo war das Telefon? Es steckte in der halb offenen Handtasche. Seufzend hob sie ab.

»Sorko. Hallo?«

Keine Antwort.

»Was ist denn? Sprechen Sie.«

Lähmende Stille.

»Idiot!« Fluchend warf sie das Smartphone auf ihre Klamotten, eilte zurück ins Badezimmer und kletterte in die Wanne. Es war der pure Genuss. Übermütig wie ein Kind spitzte sie die Lippen, blies ins schaumige Nass und glitt mit wohligem Stöhnen tiefer. Nur noch ihr Kopf ragte aus dem wunderbar weichen, duftenden Bad. Entspannt schloss sie die Lider und ließ den abgelaufenen Tag Revue passieren. Das Geschäft ihres Lebens war gelaufen. Alles im Lot. Sie durfte zufrieden sein.

Da vernahm sie ein Geräusch, das nicht so recht einzuordnen war. Gleich darauf ein zweites. Ein leises Tappen, gefolgt von einem Schleifen, als gleite Stoff über Keramik. Einbildung, dachte sie. Eine Sinnestäuschung. Aber halt. Was raschelte da? War da jemand? Entsetzt öffnete sie die Augen. Den Mund. Wollte schreien. Losbrüllen, so laut sie konnte.

Zu spät. Zwei Hände packten ihre Waden, zogen an und rissen ihre Beine hoch. So weit, dass ihre Hüften und der Po aus dem Wasser schnellten. Gleichzeitig tauchte ihr Kopf unter. Verzweifelt schlug sie mit den Armen gegen die gekachelte Wand, zuckte mit dem Becken und zappelte wie ein harpunierter Fisch. Einen Moment lang brachte sie die Lippen über Wasser, doch

das war nicht genug. Sekunden später streifte ihr Hinterkopf schon wieder über den Wannenboden, und die Seife brannte wie Feuer in ihren angstvoll geweiteten Augen.

Aufhören, bettelte sie im Stillen. Sie konnte nicht mehr. Noch stiegen Luftbläschen an die Oberfläche, weil sie einen Teil der bitteren Lauge herauswürgte, die durch die Kehle in ihren Leib floss. Der Magen füllte sich mit öliger Brühe. Ihr Körper wurde schwer.

Hilflos verkrallten sich ihre schmalen Hände am Beckenrand. Aufbäumen. Hochziehen. Sie musste ihren Kopf aus dem Wasser bringen. Einen Atemzug erhaschen. Augenblicklich. Los! Es war ihre letzte Chance.

Wieso sollte es denn nicht möglich sein, die Nasenlöcher aus dem Badewasser zu schieben? Das ist doch machbar, schoss es ihr durch den Kopf. Einmal noch.

Jetzt.

Eins

*Durch mich geht man hinein
zu dem verlorenen Volke.*

Dante Alighieri,
»Divina Commedia – Göttliche Komödie«
(3. Gesang)

Viele Wochen zuvor

3

Am 26. Mai gab der Abgeordnete Moritz Petrell dem österreichischen Fernsehen ein Interview. Manche meinen, es sei der Startschuss für die kommenden Auseinandersetzungen gewesen, doch in Wirklichkeit waren da die Messer längst gewetzt und die Feindseligkeiten schon im Gange.

Der Vorspann lief. Ein Rückblick auf den Werdegang des einundfünfzigjährigen Kleinbauernsohnes mit Elitegymnasiumsabitur vom Tourismusmanager und Bürgermeister einer Dorfgemeinde am Rande der Hauptstadt zum Wahlkampfstrategen und Nationalratsabgeordneten.

Sekunden später kam der Nachrichtensprecher ins Bild. Anklagend hielt er einen Zeitungsartikel in die Kamera und bleckte die Zähne. Dann nahm er Petrell ins Gebet.

»Was Sie dem Kanzler und der Innenministerin da vorwerfen, ist ja ein starkes Stück«, stichelte er. »Politische Naivität, Realitätsverlust, Feigheit. Damit werden Ihre Parteifreunde keine Freude haben.«

Ein anderer Einstieg als vereinbart. Ein Umstand, der einen weniger routinierten Gesprächspartner ziemlich ins Trudeln gebracht hätte. Petrell nicht. Der war aus härterem Holz geschnitzt.

»Das mögen zugespitzte Formulierungen sein, gewiss«, relativierte er charmant. »Bedauerlicherweise sind sie notwendig, denn die bisherige Politik ist gescheitert. Was die Themen Asyl und Zuwanderung betrifft, gibt es ein riesiges Konfliktpotenzial. Ob Kriegsflüchtlinge, Verfolgte oder Menschen, die einfach nur besser leben wollen: Das Boot ist voll.«

»Der Kanzler und die Innenministerin widersprechen Ihnen da aber rigoros«, warf der Fernsehjournalist ein.

»Die sollten sich erst einmal den Arbeitsmarkt ansehen, bevor sie Beruhigungspillen ans Volk verteilen«, konterte Petrell.

»Über eine halbe Million Arbeitslose. Rund zwei Drittel davon Flüchtlinge und Migranten, die am Tropf der staatlichen Mindestsicherung hängen. Dass die EU trotzdem von uns verlangt, weiterhin Leute aufzunehmen, ist eine Provokation. Was die Lage noch zusätzlich verschärft, ist das Verhältnis zur Türkei. Die österreichische Bevölkerung lehnt die Fortführung der Beitrittsverhandlungen ab. Mit Zweidrittelmehrheit. Wenn ich daran denke, in welcher Weise Brüssel uns wegen der Ergebnisse der Meinungsumfragen zu diesem Thema geißelt, kommt mir das Magenwasser hoch. Ja, wir sind ein kleines Land, aber das ist kein Grund, uns gegenüber arrogant zu sein. Das ist inakzeptabel. Eine Sauerei.«

»Sollte man solche Gedanken nicht besser innerhalb der eigenen Gesinnungsgemeinschaft diskutieren? Warum gehen Sie damit an die Öffentlichkeit? Was steckt da dahinter?«

»Mein Amtsverständnis«, erwiderte der charismatische Politiker launig. »Wir stehen bei den Wählerinnen und Wählern im Wort. Die wollen eine Regierung, die regiert. Da hab ich als langjähriger Wahlkampfmanager der Partei ja förmlich die Pflicht, die Alarmglocke zu läuten. Der Artikel ist ein Weckruf. Ein Hilfeschrei.«

»Also kein parteiinterner Machtkampf?«

»Ach wo. Wieso denn? Es gibt unterschiedliche Denksätze, jawohl. Die werden besprochen, und zwar mit Stil. Eine Vorgehensweise, wie sie in einer entwickelten westlichen Demokratie halt üblich ist.«

»Man sagt, Sie hätten gerne, dass Österreich aus der EU austritt.«

Der akkurat rasierte, selbstbewusste Abgeordnete mit den gletscherblauen Augen ließ ein leises Lachen vom Stapel. Freundlich strich er sich mit gepflegter Hand das kohlrabenschwarze, leicht gegelte Haar aus der Stirn, ehe er konterte. »Wer behauptet das?«

»Eine junge, aufstrebende Kolumnistin.«

»Kompliment. Die Dame hat eine rege Phantasie, was ja grundsätzlich positiv ist, aber in der politischen Berichterstat-

tung weniger Platz haben sollte. Ich will, dass Vernunft einkehrt. Die Großspurigkeit, mit der uns Brüssel entgegentritt, ist zu beenden. Das beharrliche Ignorieren substanzieller Problemstellungen wie Finanzkrisen, Flüchtlingsproblematik und Migration ebenso. Die Österreicherinnen und Österreicher fordern praktikable Lösungen. Ich auch.«

»Und wenn die Union so weitermacht wie bisher?«

»Dann ist sie gescheitert, und es muss Neues entstehen.«

»Das hieße Öxit.«

Gelassen kratzte sich Petrell an der römischen Nase. Eine oft geübte, vertrauenserweckende Geste von jungenhaftem Reiz. »Darüber hab ich noch nicht nachgedacht«, verkündete er.

»Ein Austritt hätte verheerende wirtschaftliche Folgen«, gab der Nachrichtensprecher zu bedenken.

»Mal sehen, was die Briten daraus machen«, konterte sein Gast. »Jedenfalls treten die der EU mit Mut und Selbstvertrauen entgegen. Respekt!«

»Die katastrophalen Umfragewerte Ihrer Partei sind aber ohnedies mehr den Skandalen der letzten Zeit geschuldet als dem Ärger mit der EU«, sprach der Reporter. »Erst macht sich die Infrastrukturministerin öffentlich lächerlich, vor zwei Wochen wird nach einer Schmiergeldaffäre der Innenminister erschossen, und heute haben wir den nächsten Eklat. Da heißt es, die Gattin des Wirtschaftsministers habe eine Mail geschrieben. Darin rate sie ihrem Gatten, dem Trottel von Ratspräsidenten bei den kommenden Verhandlungen in Brüssel endlich einmal ordentlich die Meinung zu sagen. So steht das jedenfalls in den heutigen Tageszeitungen.«

»Journal, ›Tagblatt‹ und ›Austrian Telegraph‹ äußern sich darüber. Aber mit Vorsicht. Das finde ich fair«, korrigierte ihn Petrell.

»Trotzdem. Was ist da los bei euch Konservativen?«

»Die Mail existiert, aber die Frau meines Parteifreundes be-teuert, nicht die Verfasserin zu sein.«

»Und?«, fragte der Fernsehprofi mit einem Grinsen. »Glauben Sie ihr?«

»Ich vertraue auf das Gute im Menschen«, antwortete Petrell.
»Immer. Aber wir Politiker müssen uns mehr anstrengen, um die Unterstützung der Bevölkerung zu behalten. Also kehre ich grundsätzlich erst einmal vor meiner eigenen Tür. Obwohl: Jede Blamage ist eine zu viel. Das untergräbt das Wählervertrauen. Es schadet der Autorität.«

»Der ordentliche Bundesparteitag steigt Mitte September. Angeblich spitzen Sie darauf, den Parteivorsitz zu übernehmen. Treten Sie gegen den Kanzler an?«

»Ich bin mit Leib und Seele Parlamentarier. Das bleibe ich auch.«

»Der Job des Parteichefs reizt Sie also nicht?«

»Er hat keine Priorität für mich.«

»Einen Punkt hab ich noch«, sprach der Journalist mit listigem Lächeln. »Man sagt Ihnen nach, dass Sie mit den rechts-extremen Freien Demokraten verkehren, die der EU ja den Rücken kehren wollen, und zwar lieber heute als morgen.«

»Ich rede mit jeder demokratisch legitimierten Partei«, erwiderte Petrell. »Das ist eine Sache des Anstands, das gehört zur politischen Kultur, das bin ich meinem Beruf schuldig, das ist Demokratie.«

Der Moderator dankte ihm mit skeptischer Miene und übergab an den Kollegen von der Kulturredaktion.

Das Interview war beendet.

4

Im Waggon der U-Bahn stank es nach Kunststoff. Es war laut, heiß und dreckig.

»Ein smarter Typ«, bemerkte die drahtige Dame in blauen Hosen und dunkler Bluse, die etwas älter war als ihre Gesprächspartnerin. Dabei schüttelte sie ihr graues Haar, das sie tagtäglich an ihr fortgeschrittenes Alter erinnerte, was ihr mental zu schaffen machte. Dann lümmelte sie sich lässig in

den schmierigen Kunststoffstoffsitz und schlug bequem die Beine übereinander. Die Ähnlichkeit mit einer Schauspielerin, die in ein paar James-Bond-Filmen die englische Geheimdienstchefin spielte, war verblüffend. Alter, Figur und Bewegungsschema passten nahezu perfekt. Selbst die Stimme klang vergleichbar. Dabei kam die Frau ja aus Russland. War das nicht witzig?

»Sein Interview gefiel Ihnen?«, fragte Helene Andau, die wiederum relativ leicht mit der ehemaligen amerikanischen Außenministerin Hillary Clinton verwechselt werden könnte. Neugierig setzte sich die etwas füllig gewordene, elegante Blondine mit dem arroganten Blick auf den Platz gegenüber.

Ihre Gesprächspartnerin, die keinerlei Schmuck und auch keine Armbanduhr trug, nickte.

»Und was sagen Sie zur geplanten Dramaturgie?«, erkundigte sich Andau.

»Wir haben vereinbart, *dass* ihr die Öxit-Kampagne führt«, sprach die Russin in bestem Deutsch. »*Wie* ihr sie führt, interessiert mich nicht. Europa taumelt in den kollektiven Selbstmord, also widersetzt euch. Holt euch eure Eigenständigkeit zurück. Macht der Invasion durch Schwarzafrikaner, Asiaten und Muslime ein Ende. Die Rahmenbedingungen unserer Zusammenarbeit sind ja klar, oder?«

»Natürlich«, bestätigte die prominente österreichische Zeitungsherausgeberin.

»Fein.«

Zwei Weiber, die sich verschwören, um Weltpolitik zu machen, freute sich Helene. Wie amüsant. Wenngleich ihr der Ort dieses Treffens so überaus missfiel. In der Untergrundbahn glich ihr Gespräch ja eher einer Szene aus einem billigen Dreigroschenroman als einem bedeutsamen Ereignis. So etwas war nicht ihr Stil.

»Sie stammen tatsächlich aus Kaliningrad?«, flötete sie.

»Ja, aus der Stadt Friedrichs des Großen und Immanuel Kants«, bestätigte die Russin.

»Wieso reden wir denn eigentlich nicht in eurer Botschaft?«

»Weil die von den Amis beobachtet wird«, konterte die Frau, die sie Ludmilla nennen sollte, was Andau aus irgendeinem rätselhaften Grund heraus so ganz und gar nicht über die Lippen brachte. »Basis unserer Zusammenarbeit ist absolute Diskretion«, sprach die Russin. »Vergessen Sie das nicht.«

Der Triebwagen bremste.

»Alles Gute. Sie hören von mir«, murmelte die Grauhaarige und bleckte die kräftigen Zähne, wobei ihre ausgeprägten Lachfalten um die Augen noch stärker hervortraten. Dann erhob sie sich und eilte zur Tür.

»Auf Wiedersehen, Frau Michailowna«, sagte Andau brav, senkte den Blick und strich eine Falte aus ihrem Kleid.

Im Grunde hätte Andau ihr Projekt Petrell ja lieber solo durchgezogen, doch sie brauchte zusätzliches Geld. Da war das Angebot einer Partnerschaft, bei der sie den Ton angab, zu verlockend, um es auszuschlagen. Die Sache lief gut. Sie konnte zufrieden sein.

Eine Einschätzung, mit der sie weit danebenlag. Wie weit, sollte sich noch zeigen. Zu einem Zeitpunkt, an dem an den Tatsachen aber nichts mehr zu ändern war.

An dem es abwärtsging.

5

Von so einer Nacht hatte sie geträumt.

Als sie sich vorstellte, was heute noch alles passieren könnte, begannen die Augen der Bildungssprecherin zu glänzen. Ja, die Mittfünfzigerin mit den schläfrigen Glupschaugen, den getönten rostroten Haaren und dem armseligen Hängebusen fühlte sich großartig. Sie platzte förmlich vor Lebenslust.

Er sei der Mann ihrer Träume, gluckste sie und lachte ein unbefangenes, glockenhelles Lachen. Mit einer für sie völlig untypischen Begeisterung, die sie wie eine Wolke umgab, seit dieser breitschultrige, muskulöse Schwarzafrikaner sie im Arm

hielt. Ein mindestens zwanzig Jahre jüngerer, gut aussehender Typ aus dem nördlichen Nigeria.

»Wir fahren zu mir, ja? Bitte.«

Er nickte, und die kühle, analytische Politikerin klatschte vor Verzückung in die Hände. Ja, sie gebärdete sich wie ein frisch verliebter Backfisch, denn sie wollte etwas erleben. Eine unvergessliche Nacht.

Als sie an diesem Samstagmorgen, kurz vor eins im Schlepptau des Nigerianers die Diskothek verließ, küsste sie ihn vor dem Ausgang noch einmal und streichelte seine Wangen. Dann ging sie Hand in Hand mit ihm weiter. Die zwei grobschlächtigen Typen in dunklen Jogginghosen und ärmellosen Basketballshirts am Gehsteig gegenüber registrierten es mit einem Grinsen. Prustend zogen sie ihre Baseballkappen tiefer in die Stirn, überquerten die Straße und folgten den beiden.

Trotz der lauen Temperaturen war es relativ ruhig hier. Kaum ein Dutzend Nachtschwärmer begegnete dem Pärchen, das den Leuten geschickt auswich, bis es in eine einsame Gasse einbog. Dort parkte ein cremefarbener Volvo.

Lächelnd legte die Politikerin den Kopf auf die Schulter des Herrn von der Begleitagentur. Ein tolles Mannsbild, dachte sie. Mit so einem Kerl konnte ihr nichts passieren. Beherzt löste sie sich und sperrte den Wagen auf, doch da packte sie jemand von hinten, hob sie hoch und schleuderte sie gegen den Kotflügel.

Wo kamen denn auf einmal diese Männer her?

Unfähig, auch nur den geringsten Ton von sich zu geben, sah sie dabei zu, wie der eine ein Kampfmesser zog und den Lack ihres Autos zerkratzte. Derweil prügelte der zweite auf ihren Begleiter ein, bis der blutend zusammenbrach. Starr vor Schreck ließ sie es geschehen, dass der Typ mit dem Messer von ihrem Volvo abließ, sie an den Haaren hochzog und ihr eine schallende Ohrfeige verpasste.

»Keinen Laut, sonst bist du tot«, drohte er und fotografierte sie und das beschädigte Auto. Anschließend gab er seinem Komplizen einen Wink, und die beiden verließen den Tatort.

Lachend und scherzend. Ohne jede Eile. Hinter ihnen lag der Nigerianer am Boden und rührte sich nicht.

»Hilfe!«, wimmerte die Frau.

Der außergewöhnlich groß gewachsene, bärtige Mann mit dem Schlapput, der die Szene aus dem Hauseingang gegenüber heraus gefilmt hatte, vernahm es. Mit zusammengebissenen Zähnen zog auch er die Kopfbedeckung tiefer ins Gesicht, lief stumm an ihr vorbei und hinter den beiden Gewalttätern her. Dabei hielt er jedoch so viel Abstand von ihnen, dass er in der Lage war, rechtzeitig zu verschwinden, falls sie ihn bemerken sollten. Er war ja kein Idiot.

Mittlerweile hantierte der jüngere der beiden Gauner an seinem Mobiltelefon herum. Offenbar schickte er Fotos der Opfer an seinen Auftraggeber. Das ging eine ganze Weile so.

Schließlich bogen sie in eine Seitengasse ein, wo ein schwarzer Jaguar ausparkte und im Schrittempo an sie heranfuhr. Lautlos glitt die Seitenscheibe herunter, im nächsten Moment wechselte ein dicker Briefumschlag den Besitzer. Dann setzte sich der unbeleuchtete Sportwagen wieder in Bewegung, beschleunigte, zischte über die anschließende Kreuzung und verschwand.

Ungläubig registrierte der Kerl mit dem Schlapput, wie die zwei Hooligans das Kuvert öffneten und ihr Geld zählten.

Den Jaguar hatte er auch schon irgendwo einmal gesehen.
Wo?

Er wusste es nicht, aber er wollte es herausfinden. So schnell wie möglich.

6

Seit Chefinspektor Franz Dvorak allein lebte, glich ein Morgen dem anderen. Selbst wenn er am Wochenende Dienst schob, war ihm der Vorgang vertraut.

Aufstehen, Zigarette, Klo, Bad, Dusche, eine scharfe Rasur, gefolgt von einem hastig hinuntergestürzten Glas Wasser.

Danach zog er an, was am Boden des Schlafzimmers eben so herumlag, fütterte die Fische im beleuchteten Aquarium, sperrte die Wohnung zu und eilte hinaus ins pralle Leben.

Frühstück gab es drei Straßen weiter bei McDonald's. Schinken und Ei aus der Kartonbox, veredelt mit einer Portion Fritten. Die dritte Chesterfield paffte er beim Studium der Tageszeitungen, die er täglich durchackerte, um sich auf den aktuellen Informationsstand zu bringen. Missmutig überflog er Artikel über abgestürzte Flugzeuge, Zugsunglücke, Brände, straffällige Asylanten, Sauereien heimischer Politiker und sonstigen Mist. Danach gab es Kopfkino zum Thema »Flucht aus der Tschechoslowakei«. Szenen wie aus einem Actionfilm, mit wütendem Hundegebell, krachenden Schüssen und platschenden Geschosseinschlägen in der eiskalten Thaya. Dass ihm das vor mehr als vierzig Jahren tatsächlich passiert war? Unglaublich, aber manchmal wehte sogar noch der Duft des Schnees durch seine Nase, und die alte, längst vergessen geglaubte Scheißpanik stieg in ihm hoch. Wurde ihm dabei einmal übel, packte er das Dessert in eine Serviette, steckte es ein und nahm es mit ins Büro.

Bisweilen latschte er auch zurück zum Tresen, um sich abzulenken. Dann bestellte er eine Tasse Kaffee und ließ dumme Sprüche vom Stapel, um bei der drallen Schwarzhaarigen an der Kasse zu landen.

»Was wollen Sie denn von mir?«, fragte die blöde Kuh.

»Na, was wohl?«, antwortete er lakonisch. »Wahrscheinlich das, was alle wollen.«

Erfolgreich war diese Masche nicht. Möglicherweise spürte die Schöne ja, wie negativ gepolt er war. Dvorak könnte Gutes nicht einmal erkennen, wenn es ihm vom Himmel direkt auf den Kopf fiel. Er mochte keine Menschen, denen es besser ging als ihm.

Seinen Chef Kubica zum Beispiel. Dem hatte er eine Zeit lang so ziemlich alles missgönnt. Frau, Kind, Haus. Den steilen beruflichen Aufstieg sowieso. Erst seit der Oberst vom Leben ähnlich gebeutelt wurde wie er selbst, war Kubica ihm ein wenig sympathisch.

Und sonst? Während der faden Busfahrt in die Leopoldsgasse kam ihm manchmal seine Exfrau in den Sinn. Ihre sexuelle Unbeholfenheit und der Beischlaf einmal im Monat. Ein Akt ohne Liebe. Ohne Lust. Sex aus Duldsamkeit. Bald hatte er ihren gemeinsamen Schlafraum nur noch das »stille Zimmer« genannt und die Befriedigung seiner sexuellen Bedürfnisse den Damen anvertraut, die diese Kunst beherrschten. Profis.

Dass Frieda dann eines Tages mit einem anderen durchging, war trotzdem ein Desaster, denn nach der Scheidung kam die Einsamkeit. Ein Zustand, an den er sich nicht gewöhnen konnte. Im Gegenteil. Von Jahr zu Jahr quälte er ihn ein bisschen mehr. Der Chefinspektor fühlte sich, als habe man ihn an einer Bushaltestelle vergessen. Dachte er daran, kam er schwer in die Gänge. Da war er schon sauer, bevor er die Dienststelle betrat. Dabei hatte er einen Job, der unheimlich viel von ihm verlangte.

Dvorak war die Nummer zwei der Mordkommission des Landeskriminalamtes Wien. Das hieß, er schlug sich zunächst einmal mit organisatorischen Fragen herum. Ansonsten leitete er die Außenstelle Mitte und hatte dort mit fünf Mitarbeitern die Blutdelikte in seinem örtlichen Zuständigkeitsbereich zu klären. Außerdem unterstützte er den Chef der Mordkommission bei der Arbeit an besonders heiklen Mordfällen.

Und Dvorak war talentiert. Der Chefinspektor bestach durch Sturheit und Akribie. Er besaß ein unscheinbares Äußeres, das er zu nützen verstand. Wer den Mann mit der Stirnglatze, den abgelebten, schlaffen Gesichtszügen, dicken Lippen und ausgeprägten Ringen unter den Augen als gemütlichen Dicken belächelte, hatte schon verloren. Bevor so einer begriff, wie clever Dvorak war, hatte ihn der meist schon zur Strecke gebracht.

Oberst Radek Kubica waren die Qualitäten seines engsten Vertrauten seit Langem klar. Dem Landeskriminaldirektor hingegen nicht. Der wusste bloß vom Gratiservice, den Dvorak in der Rotlichtszene genoss, und sammelte kompromittierende Unterlagen, mit denen er Dvorak zu demütigenden Spitzeldiensten zwang. Eine Erpressung, der sich der Chefinspektor fügte, doch langsam hatte er dieses Spielchen satt. Er wollte

sich nicht länger dafür hergeben. Ein Entschluss, den er dem höchsten Kriminalbeamten Wiens in geeigneter Weise mitteilen wollte.

Er suchte bloß noch die passende Gelegenheit dazu.

7

An diesem Samstagabend war es immer noch viel zu warm. Die Herren an den kleinen Tischen trugen leichte Leinenhosen, kurzärmelige Hemden oder Polos, die Damen kurze Röcke oder leichte Sommerkleider. Dagmar Landauers Outfit war den Temperaturen angepasst. Weder allzu sportlich noch wirklich elegant. Gedeckte Farben. Sie wollte nicht auffallen. Das war besser so.

Angespannt saß die engste Mitarbeiterin des Abgeordneten Petrell am Fenster des Café Schwarzenberg, strich mit dem Zeigefinger über den Rand ihrer Tasse und grübelte dabei still vor sich hin. Das Schicksal des reichen Seidenfabrikanten August Zeppezauer beschäftigte sie. Der hatte das Palais, in dessen Erdgeschoss sie ihre Melange trank, Mitte des 19. Jahrhunderts errichten lassen. Als Familienstammsitz und Ausdruck seiner überragenden finanziellen Potenz. Dass dem überaus kaisertreuen Industriellen nach dem Kollaps der Monarchie von seinem einst sagenhaften Vermögen nicht mehr als dieses Gebäude geblieben war, gab ihr zu denken. Die unerschütterliche Loyalität zum Herrscherhaus hatte den Mann viel gekostet. So strafte das Schicksal den, der die Zeichen der Zeit nicht erkannte.

Einundzwanzig Uhr. Mit einer herrischen Geste scheuchte die energische schwarzhaarige Karrierefrau und Mitvierzigerin den Kellner herbei, zahlte und ging. Draußen war es immer noch so warm, dass es ihr die Schweißperlen auf die Stirn trieb. Auf Höhe des Denkmals Karl Philipps von Schwarzenberg, der 1813 Napoleon in der Völkerschlacht von Leipzig geschlagen hatte, blieb Dagmar Landauer stehen, denn ein Mercedes hielt

neben ihr. Hastig stieg sie ein, rutschte auf die Rückbank und lehnte ihren erhitzten Kopf an das angenehm duftende, kühle Leder, ehe sich die Limousine wieder in Bewegung setzte.

»Sie sind pünktlich. Das schätze ich«, schnarrte der Bundeskanzler und reichte ihr die Hand.

»Hier bin ich«, seufzte sie. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ihm sagen, dass er damit aufhören soll«, knurrte der Regierungschef.

»Womit?«

»Stimmung gegen mich zu machen. Wenn das so weitergeht, werde ich ernsthaft böse. Dann zertrete ich ihn.«

»Wieso reden Sie denn nicht selbst mit ihm?«

»Jetzt spreche ich erst einmal mit Ihnen. Er hört auf Sie, das ist bekannt.«

»Ab und zu. Nicht immer.«

»Er plant, mich am kommenden Bundesparteitag zu stürzen, doch er hat keine Chance. Die Delegierten stehen zu mir.«

»Dann ist ja alles in bester Ordnung.«

»Ja, sobald er aufhört, die Leute mit Geld und haltlosen Versprechungen unruhig zu machen.«

»Er ist außerordentlich beliebt. Die Herzen der Menschen fliegen ihm zu.«

»Er ist ein ehrgeiziger Emporkömmling ohne Verankerung in der Basis. Sobald es hart auf hart geht, kann er einpacken. Und Sie? Wollen Sie mit ihm untergehen?«

»Loyalität ist ein hohes Gut«, lächelte sie.

»Intelligenz ebenfalls«, konterte er. »Wechseln Sie in mein Team. Ich zahle Ihnen so viel, wie Sie verlangen. Und Karriere machen Sie auch. Reizt Sie ein Rektorat an einer Universität? Wollen Sie in den Stiftungsrat des ORF? Möchten Sie in den diplomatischen Dienst treten? Alles kein Problem.«

»Das kommt ein wenig überraschend für mich«, erklärte sie nach einer kleinen Denkpause. »Darf ich mir das überlegen?«

»Klar«, brummte er. »Aber machen Sie schnell. Und lassen Sie Ihre Emotionen aus dem Spiel. Denken Sie logisch.«

Sie schwieg.

Unwillig raunte der grauhaarige Kanzler seinem Chauffeur eine knappe Anweisung zu, worauf der Wagen an Tempo verlor. Sie erreichten den Schottenring und nahmen Kurs auf den Donaukanal.

»Da vorne will ich aussteigen«, sagte sie. Folgsam lenkte der Fahrer den Wagen an den Straßenrand und hielt.

»Ich höre von Ihnen?«, fragte der Kanzler.

»Ja«, antwortete sie, nickte, stieg aus und ging ihrer Wege. Ganz wohl war ihr dabei nicht. Sie mochte Petrell. Sie setzte große Hoffnungen in ihn. Trotzdem: Wer gewinnen will, muss gewisse Vorkehrungen treffen, dachte sie. Ging die Sache mit Petrell schief, saß sie ja tatsächlich mit in der Klemme. Dann trieb die Flut sie alle zusammen über einen tosenden Wasserfall ins Verderben.

Das wollte die kluge Stabschefin aber nicht riskieren.
Auf gar keinen Fall.

8

Für Kubica begann dieser Sonntagmorgen wieder einmal mit einem Kirchgang.

Zu Mittag begleitete er seinen Freund Pawel Wozzek in ein polnisches Restaurant. Der Chef der Wiener Mordkommission und der umtriebige Pfarrer speisten rote Rübensuppe, Kartoffelpuffer mit Sauerrahm und gefüllte Krautrouladen, die man Golabki nannte. Als Nachtisch gönnten sie sich Kremowka: Blätterteigschnitten mit Vanillepudding und Sahne. Den endgültigen Abschluss bildete eine Tasse wunderbarer Trinkschokolade aus der polnischen Schokoladenmanufaktur Wedel.

Dabei sprach Kubica über Familienangelegenheiten. Aus freien Stücken, was er selten tat. Cousine Maja wollte heiraten, und zwar bereits kommenden März. So rasch. Das beschäftigte ihn.

»Wenigstens hat sie einen Monat gewählt, der den Buchsta-

ben »r« enthält, sonst ist der Ehe ja kein Glück beschieden«, sagte er. »Trotzdem: Die Vorbereitungen für eine solche Feierlichkeit verschlingen viel Zeit. Mindestens zwei Jahre. Da musst du die passende Kirche finden, ein Restaurant mieten, Busse und Hotelzimmer besorgen. Von der Planung der Hochzeitsreise gar nicht erst zu reden. Ein Monsterprojekt. Onkel Adam rechnet mit über vierhundert Gästen.«

»Und über Majas Schnellschuss machst ausgerechnet du dir Gedanken?«, mokierte sich der Geistliche, schlürfte am viel zu heißen Kakao und stellte die Tasse irritiert zurück. »Soweit ich mich erinnere, hast du noch viel eiliger geheiratet, und bei der Hochzeit war gerade einmal die engste Familie vor Ort.«

»Freilich«, seufzte Kubica. »Weil Anne ja unbedingt in Wien feiern wollte anstatt in Polen. Das hier so aufzuziehen wie bei uns daheim war damals ganz unmöglich.«

Sein Telefon summte. Der Landeskriminaldirektor war dran. Stumm hörte Kubica zu, was der ihm zu sagen hatte, versprach, das Notwendige zu veranlassen, und legte auf.

»Was ist denn?«, erkundigte sich Hochwürden.

»Der gestrige Überfall. Du weißt ja, die Sache mit der Bildungssprecherin. Man hat ihr Auto demoliert und ihren Begleiter traktiert. Einen nigerianischen Musiker, der bei einer Begleitagentur jobbte.«

»Und?«, fragte Wozzek.

»Er hat es nicht geschafft. Die Kopfverletzungen waren zu gravierend.«

»Tragisch, aber nichts für die Mordkommission, oder?«

»Üblicherweise nicht«, räumte der Oberst ein. »In diesem Fall aber vielleicht doch. Die beiden Schläger hatten kein finanzielles Motiv. Das ist doch seltsam.«

»Meinst du, der Überfall hatte etwas mit der politischen Tätigkeit der Abgeordneten zu tun?«

»Kann sein. Ich muss zwar auf ein Seminar nach Innsbruck, aber Dvorak kann sich ja derweil um die Sache kümmern.«

»Du magst deinen Stellvertreter, oder?«

»Er ist ein fähiger Mann«, entgegnete Kubica.

»Das war keine Antwort auf meine Frage«, tadelte ihn der Pfarrer.

»Doch«, sagte der Oberst mit einem angedeuteten Lächeln und orderte noch eine Tasse Trinkschokolade. Die trank er so gerne. Es gab Tage, da konnte er von diesem Zeug einfach nicht genug bekommen.

9

»Der Köter nervt. Er stinkt«, motzte Helene Andau an diesem Montag pikiert und drückte mit ihrem Schienbein angewidert den Pudel zur Seite, der sie schwanzwedelnd empfing.

»Hier, Sheriff. Platz«, befahl Dagmar Landauer ihrem Hündchen, das dann auch auf der Stelle von der Besucherin abließ, zum Schreibtisch seiner Herrin wuselte und darunter verschwand.

»Sie *müssen* sich ein paar Minuten Zeit für mich nehmen«, flötete die prominente Unternehmerin, die erst kürzlich die sechzig überschritten hatte. Die Frau besaß ein Meinungsforschungsinstitut, drei Zeitungen und Anteile an einem Privatsender. Damit war sie ein wichtiger Faktor in diesem Land. Das war ihr zu Kopf gestiegen.

»Gehen wir in die Küche«, schlug Petrells Stabschefin vor und huschte ins Nebenzimmer. Die Medienzarin und ihre unscheinbare Chauffeuse folgten ihr.

»Sie wissen, wie man eine Kaffeemaschine bedient?«, fragte die Hausherrin Andaus Begleiterin spitz und blickte die junge Frau herausfordernd an.

Die gut dreißigjährige, farblose Brünnette mit der unvorteilhaften Brille nickte, holte drei Tassen sowie Zucker und Milch aus dem Schrank und machte sich ans Werk. Drei Minuten später stand das dampfende Gesöff auf dem Tisch.

»Tut mir leid, aber wir müssen jetzt einen Moment allein sein«, sagte Dagmar Landauer, formte dazu ein ironisches Lächeln und deutete unmissverständlich zur Tür.

Still ergriff Emma ihre Tasse und suchte das Weite.

»Also«, knurrte die Stabschefin. »Womit kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Reden wir Klartext«, knurrte Andau. »Stecken da Sie dahinter?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Na, von der Sache mit der Bildungssprecherin. Ihr Lover-boy hat das Zeitliche gesegnet.«

»Ich weiß, aber dafür kann ich nichts. Ich hab dem Boss vorgeschlagen, ihr Auto zerkratzen zu lassen. Mehr nicht.«

»Doch nun ist jemand tot«, schimpfte Andau.

»Damit konnte keiner rechnen. Moritz fand die Idee super. Er hat dann sogar ein paarmal nachgefragt, wann ich die Sache endlich in Auftrag gebe. Ein Todesopfer war nie geplant.«

»Verschonен Sie mich mit diesem Gefasel«, wies die Besucherin die Büroleiterin zurecht. »Ich bin kein Staatsanwalt. Außerdem sollten wir die Angelegenheit nicht überbewerten. Ein Neger ist tot, na und? In ein paar Tagen ist das wieder vergessen.«

»Wollen Sie Kuchen? Ich hab welchen.«

Genervt deutete Andau auf die Fettpölsterchen um ihren Bauch und winkte ab. »Und sonst?«, fragte sie. »Wie stehen die Aktien? Wie viele Delegierte haben wir?«

»Knapp unter fünfzig Prozent.«

»Im Ernst? Das ist zu wenig.«

»Wir haben noch Zeit.«

»Ich glaube, Sie wissen nicht, worum es hier wirklich geht, Kindchen. Wenn Sie sich nicht bald etwas einfallen lassen, werden wir Sie feuern.«

»Interessante Idee, aber dafür ist es ein wenig spät«, grinste Landauer. »Moritz und ich sind nämlich liiert, wie man so schön sagt.«

Ein Ruck ging durch Andaus Körper. In einem Zug trank sie ihren Kaffee aus. »Wie schön für Sie«, ätzte sie dann. »Bloß muss das ja nicht unbedingt ein Dauerzustand sein. Sie wären nicht die Erste, die er nach Gebrauch relativ rasch wieder entsorgt.«

»Da sind Sie schwer auf dem Holzweg, meine Liebe«, sagte die Stabschefin. »Er heiratet mich nämlich.«

»Na wunderbar«, sagte Andau. »Da gratuliere ich. Sie wissen aber schon, wie unzufrieden er im Augenblick mit Ihnen ist?«

»Wieso?«

»Weil er mehr Action will. Vor allem den Widerspenstigen gegenüber.«

»Und das heißt?«

»Schluss mit den sporadischen Einzelaktionen. Er will gezielten Terror. Falsche Gerüchte, Verschrecken von Kindern, Töten von Haustieren, Sachbeschädigungen, Einbruch, Schlägereien. Wir haben bloß noch drei Monate Zeit, also erstellen Sie ein konkretes Konzept und setzen Sie es um, aber dalli.«

»Wird gemacht«, sagte die Stabschefin.

»Na also. Geht doch.« Wieder grinste die Unternehmerin, nickte, schob ihre Tasse zurück und ging.

Vor der Tür lauerte der Pudel. Bellend stürzte er sich auf sie und leckte ihr die Schuhe ab.

»Blödes Vieh«, zischte Andau und versetzte ihm einen Tritt, während die Stabschefin in der Küche leise fluchend den Inhalt ihrer Kaffeetasse in die Spüle leerte.

Dann drehte sie den Wasserhahn auf und hielt ihre Finger ins Nass. Was den Tod dieses Negers betraf, wusch sie ihre Hände in Unschuld. Betroffen machte sie die Sache aber schon.

Obwohl: Mit Sentimentalität war niemandem gedient. Moritz musste Kanzler werden, sonst war eine Ehe mit ihm ja völlig wertlos. Also Augen zu und durch.

Sie durfte nicht so empfindlich sein.

10

Der Dienstagmorgen war taufriisch. Unruhig betrachtete der Landeskriminaldirektor den grauen Himmel. Er beobachtete einen Vogelschwarm, der in exaktem Formationsflug hoch über

ihm von West nach Ost segelte und kreisend hinter hohen Bäumen verschwand. Als er den Blick senkte, sah er die Hermesvilla, die Kaiserin Elisabeth einst als Fluchtburg diente, wenn ihr das steife Leben bei Hofe wieder einmal zu viel geworden war.

Windböen strichen durch den Park und ließen die Blätter rauschen. Das klang wie die Brandung am Meer. Fröstelnd zog Wiens höchster Kriminalbeamter den Zipp an seiner Jacke höher, unter der er ein teures dunkelbraunes Jackett trug. Dazu Schuhe aus bestem Leder, weiße Hosen und ein gleichfarbiges Hemd. Mit dem unsteten Blick eines läufigen Hundes musterte er die Frau, die ihm lächelnd entgegentrat.

Dagmar Landauer, Mitte vierzig, hatte halblanges, dichtes schwarzes Haar, eine kleine Nase, volle Lippen, ein herzförmiges Gesicht und einen kleinen Leberfleck am Kinn. Sie war schlank und strahlte eine sympathische, blumige Frische aus, die im krassen Gegensatz zu ihrer tiefen, rauchigen Stimme stand, mit der sie Stankovic begrüßte.

»Guten Morgen.«

Er sah sie schweigend an.

Die Stabschefin des Abgeordneten Petrell war in einem schicken hellen Leinenkleid unterwegs, über dem sie eine schwarze, kurze Lederjacke trug. Außer Ohrsteckern mit je einer großen schwarzen Perle war kein Schmuck an ihr zu entdecken. Für ihre noble Armbanduhr allerdings hätte ein Arbeiter gut und gern drei Monatslöhne hingeblättert.

Und wer war *der* da? Der Landeskriminaldirektor stutzte. Hinter der Frau stand ein Mann mit militärisch kurz geschnittenem Haar. Er war vielleicht um die fünfzig, etwa zwei Meter groß, massig, steckte in Jeans und einer olivgrünen Jacke und sah nicht besonders vertrauenerweckend aus.

»Also«, knurrte Karl Stankovic und blickte die beiden lauernd an. »Hier bin ich. Worum geht es?«

»Um Ihre Zukunft«, bekam er zur Antwort. »Wollen Sie Polizeipräsident werden? Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit? Haben Sie Lust auf eine universitäre Karriere? Alles kein Problem.«